



Gute Miene... ...zum bösen Spiel machte am Samstag Elton John. Der Auftritt der englischen Popikone in Bukarest war ein enormer Flop – zumindest was das Zuschauerinteresse betraf. Gerade einmal zu einem Drittel war das Stadion in der rumänischen Hauptstadt besetzt. John liess sich nicht beeindrucken und versprach wiederzukommen.

Die Weisheit des Tages

«Eine schmerzliche Wahrheit ist besser als eine Lüge.»

Thomas Mann

«Harry» schlägt die First Lady

sda.- Mehrere Millionen «Harry Potter»-Fans haben sich gleich in den ersten Stunden nach Erscheinen des fünften Bandes mit dem 766 Seiten dicken Wälzer eingedeckt. Händlern bescherten sie damit Rekordverkäufe. In Grossbritannien ging «Harry Potter und der Orden des Phönix» in den ersten zwei Tagen mehr als eine Million Mal über den Ladentisch, wie die Zeitung «The Times» gestern berichtete.

Aber auch in den USA fand der Zauberlehrling reissenden Absatz: «Harry» lief mit Leichtigkeit der ehemaligen First Lady Hillary Clinton den Rang ab. Diese hatte mit ihren Memoiren für den ersten Verkaufsschlager des Jahres gesorgt.

NACHRICHTEN

Casinotheater: Togni geht

sda.- Das Casinotheater Winterthur blickt auf ein erfolgreiches erstes Betriebsjahr zurück. Sowohl im Theater- wie im Gastronomie-Bereich sind die Ziele übertroffen worden. Theaterleiter Andrej Togni verlässt das Haus Ende Jahr. Togni gehe nicht im Streit, betonte Viktor Giacobbo, Verwaltungsratspräsident der Casino Theater AG, gestern auf Anfrage.

Wassil Bykau gestorben

sda.- Weissrusslands mahrende Stimme ist verstummt: Der Schriftsteller Wassil Bykau starb am Sonntag im Alter von 79 Jahren in einem Minsker Spital an Krebs. Der Kriegsfreiwillige hatte sich mit seinen weltweit beachteten Erzählungen über das Leid im Zweiten Weltkrieg der sowjetischen Helden-Propaganda entgegengestellt.

Verweilen im Jammertal

Die CD «Hail To The Thief» reiht sich bestens ins Gesamtwerk von Radiohead ein

Mit «Hail To The Thief» haben Radiohead eine für ihre Verhältnisse schon fast sommerlich leichte Platte gemacht. Aber eben nur fast.

● VON HANS BÄRTSCH

Eigentlich ist er ja ein elender Jammerlappen. Wie Thom Yorke letzte Freitagnacht am Southside-Festival in Süddeutschland vor 30 000 Fans mit dünnem Stimmchen die richtigen Töne sucht, lässt sich kaum erklären, wieso er und seine Band derzeit wieder mal das absolut angesagteste Ding in der Rockmusik sein sollen. Fakt ist, dass Radiohead seit Erscheinen ihrer neuen CD «Hail To The Thief» Anfang Monat in kaum einem Feuilleton nicht grösser thematisiert wurden. Dabei dominierte fast durchgehend die Frage, ob und wie weit sich das Werk von den letzten beiden Studioalben «Kid A» und «Amnesiac» abhebt. Wieder mehr Gitarren? Klar. Aber weniger depressiv, nicht derart verstörend experimentell? Na ja.

Kaum Brüche auszumachen

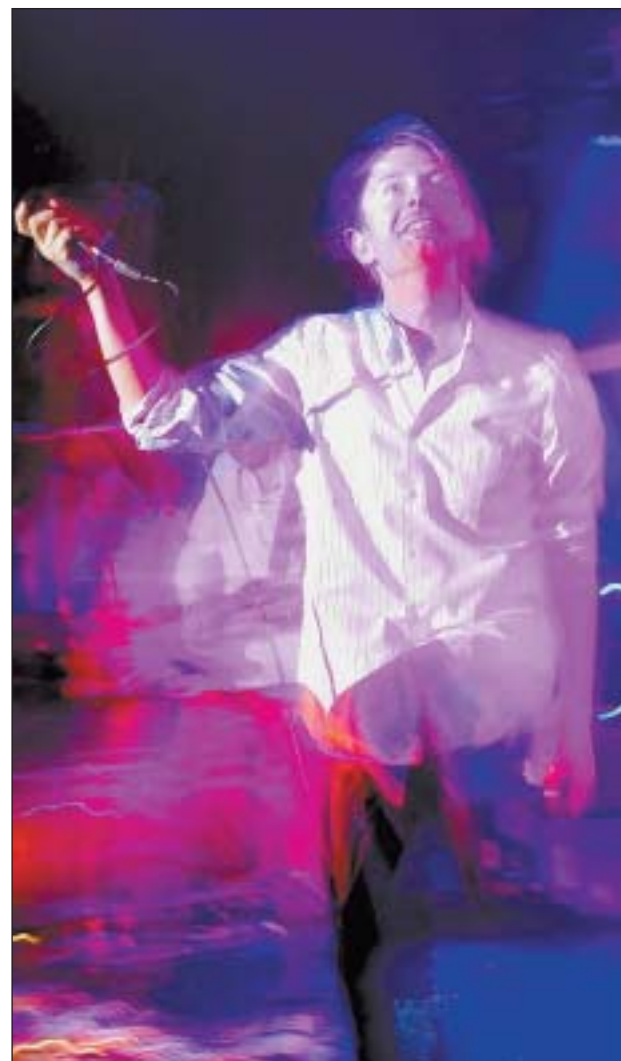
Der grundsätzliche Unterschied liegt weniger in den Endresultaten dieser drei CDs – jede enthält etliche Preziosen –, als in der Produktionsweise. Während «Kid A» und «Amnesiac» ohne klare Zielvorstellung in monatelanger Kleinstarbeit zusammengestückelt wurden und die Bandmitglieder sich dabei fast aneinander aufrieben, kam «Hail To The Thief» in entspannter Atmosphäre innert Wochen in den Kasten. Die Songs waren zuvor im Proberaum bis zur Perfektion vorangetrie-

ben worden – erst danach ging ins Aufnahmestudio.

Wie schon auf ihrer Clubtour in Grossbritannien im Mai/Juni sind am Southside Songs aus allen Schaffensperioden von Radiohead zu hören: vom Frühwerk «The Bends» über ihr Meisterwerk «OK Computer» bis zu «Hail To The Thief». Und das Erstaunliche: Es sind kaum Brüche auszumachen, die Kompositionen fügen sich nahtlos aneinander. Leise, balladeske Passagen reihen sich an aufwühlende, eingängige Rocker und elektronisch Sperriges. Anfangs singt Yorke, wie erwähnt, höchst ungenau. Etwas störend auch die Pausen zwischen den Liedern, wenn mal wieder Instrumente gewechselt werden müssen.

Wie Monolithen in der Landschaft

Dafür bleibt genügend Zeit, darüber zu sinnieren, was denn nun eben das überaus Faszinierende an Radiohead ist. Zum einen sind es wohl einzelne Songs, die wie Monolithen in der Landschaft stehen, unverrückbar mächtig und schön. Es sind zudem Songs von grosser emotionaler Tiefe, die ausgezeichnet Stimmungen ausdrücken können. Auf «Hail To The Thief» etwa ist nicht der Überhit zu finden, sondern Lieder quasi für jede Lebenslage. Radiohead ist auch ein Synonym für die gepflegte Depression. Wer suhlt sich ab und an nicht ganz in einer Leidensphase und braucht dazu den passenden Soundtrack? Und da ist nicht zuletzt die höchst erfreuliche Tatsache, dass es eine Band mit einem derart unkommerziellen Ansatz bis an die Hitparadenspitze in Grossbritannien, den USA, Deutschland und vielen anderen Ländern schafft. Seit sich Yor-



Jammerlappen oder Genie? Thom Yorke und seine Band Radiohead reiten derzeit jedenfalls auf einer Welle des Erfolgs.

ke und Co. den Marktmechanismen praktisch vollkommen verweigern, ist der Erfolg bei Kritikern wie Publikum umso grösser.

«Hail To The Thief» reiht sich bes-

tens ins Gesamtwerk von Radiohead ein – mit Songs, die bei jedem Hören weiter wachsen. Ein Meilenstein eben.

Radiohead: «Hail To The Thief» (Parlophone/EMI). Live: 5. Juli, Montreux Jazz Festival (ausverkauft).

Eine inszenatorische Frechheit von «Entführung»

Was das musikalische Resultat betraf, war sie durchaus Festspiel-würdig, die Neuproduktion von Mozarts «Entführung aus dem Serail» am Zürcher Opernhaus. Die Regie von Jonathan Miller hingegen fiel vor allem durch ihre Nicht-Existenz und eine handfeste Beleidigung des Publikums auf.

● VON REINMAR WAGNER

Nach der Absage vom Dirigenten Franz Welser-Möst blieben zwar nicht mehr viele klingende Namen übrig, welche das Festspiel-Etikett rechtfertigt hätten. Patricia Petibon mag in Kennerkreisen als eine der beweglichsten Stimmen und begeistertsten Darstellerinnen unter den jungen Sopranistinnen gelten, für Zürich war die quirlige Französin auch kein Glamour-Magnet. So blieb noch Klaus Maria Brandauer, welcher die Sprechrolle des türkischen Fürsten Bassa Selim übernommen hatte und vom ersten Moment seines Erscheinens dieser Oper seinen Stempel aufdrückte. Plötzlich wurden die Sätze, die aus dem Mund Belmontes oder Pedrillos unbeholfen, ja geradezu idiotisch geklungen hatten, überzeugend und natürlich, nachvollziehbar und folgerichtig.

Es gab Momente des Zuviel, wo Brandauer aus dem Willen heraus, die Rolle zu füllen, ein wenig übers Ziel hinausschoss, und ein stärkerer Regisseur als Jonathan Miller hätte ihn darin wahrscheinlich bremsen können. Aber allein wie er die Möglichkeiten von Verzögerungen und Pausen im Sprechen, wie er Wiederholungen

einzelner Worte zur Dramatisierung der Szenen oder zur Nuancierung von divergierenden Empfindungen einsetzte, war eine Meisterleistung. Dazu kam seine Gestik, die in jedem Moment den Raum beherrschte und ebenso viel über die Leidenschaften und Empfindungen dieser Figur aussagte wie das wirklich Gesagte.

Schwerer Stand neben Klaus Maria Brandauer

Selten auch wirkten die üblichen Sängergesten so hilflos und lächerlich wie an der Seite dieses Könners. Abgesehen davon, dass Miller dafür die Verantwortung übernehmen muss – weil ohne Ausnahme alle diese Sänger des Zürcher Opernensembles schon wiederholt gezeigt haben, dass sie es unter kundiger Anleitung durchaus viel besser können – abgesehen davon sollen sie ja auch in erster Linie singen.

Und darin zeigten sie nun auch ihrem Schauspiel-Kollegen durchaus Ebenbürtiges: Wie Malin Hartelius als Konstanze sowohl die abgrundtiefe Verzweiflung wie den auflodernden Trotz anrührend und mitreissend ausdrücken konnte, obwohl ihre Stimme weder über blitzsaubere Koloraturen noch über die strahlkräftige Fülle eines wirklich dramatischen Soprans verfügt, war schön zu erleben und dank einer sauber geführten und in jeder Hinsicht ungetrübten Stimme ein Genuss. Ebenso wie Piotr Beczala als Belmonte mit nicht minder berücksichtigten Tönen voller Schmelz und tenoralem Glanz seine Partie gestaltete.

Alfred Muff zeigte einmal mehr, dass er kaum eine Partie zwischen tiefem Bass und hohem Bariton zu fürchten hat und demonstrierte auch wieder einmal sein Talent als ungeniert handfester Komödiant. Und die zum ersten

Mal am Zürcher Opernhaus singende Französin Patricia Petibon, die vor allem mit William Christie schon dicke Stricke zerrissen hat, begeisterte nicht nur mit ihrer quirligen Beweglichkeit, sondern auch mit differenzierten, farbigen und komödiantisch aufgeputzten Gesangslinien. Abgefallen ist hingegen der junge Pole Boguslaw Bidzinski, dem der Pedrillo noch eine Nummer zu gross war – es sei denn, die Premierenangst hätte ihn rettungslos ergriffen.

Auf der Bühne passiert nichts

Der eigentlich vorgesehene Festspiel-Dirigent Franz Welser-Möst liess sich krankheitshalber durch seinen Assistenten Christoph König vertreten, der ohnehin schon die Probenarbeiten geleitet hatte und sich auch

an der Premiere durch seine souveräne Kenntnis der Partitur und ihrer Klippen hohe Verdienste erwarb. Wie schon so oft von diesem Orchester hörten wir trotz einiger individueller Schnitzer ein erfreulich aufgerautes und klangfarblich differenziertes Mozart-Klangbild, die Tempi flossen organisch, die Spannung erlitt keine Einbrüche, bloss die Dynamik hätte noch um einige Zacken deutlicher sein dürfen. Möglicherweise war diese Premiere für den 28-jährigen Dirigenten aus Dresden der entscheidende Sprung zu einer grossen Karriere.

Auf der Bühne dagegen spielte sich kaum etwas ab: Das Bühnenbild von Isabella Bywater beschränkte sich darauf, von unsichtbaren Geistern die Wände und Türen umherschieben zu lassen, ihre Kostüme hatten bloss Farben und Beliebigkeit zu bieten, und die

Regie von Jonathan Miller tat auch nicht mehr, als die Reihenfolge zu arrangieren, wie man denn am dekorativsten rumstehen könnte. Minutenlang standen sie wie Schiessbudenfiguren an der Rampe, verloren und verkauft, Sänger wie Beczala, Bidzinski oder Hartelius, die nicht aus sich heraus mit solchen Null-Situationen etwas anfangen konnten.

Alfred Muff zog sich mit seinem poltrigen komödiantischen Charme einigermaßen schadlos aus der Affäre, die quirlige Patricia Petibon verlegte sich ebenfalls mit einigem Erfolg auf die überkandidelte Ulknudel, und – wie gesagt – ein Schauspieler vom Format eines Brandauer lässt sich von keinem Regisseur seinen Auftritt runterhandeln. Von diesem starken Gegenüber scheint sogar Malin Hartelius noch einiges profitiert zu haben, mit dem Ergebnis, dass keiner im Publikum ihr noch abnimmt, dem farblosen Belmonte so standhaft treu zu sein ...

Die Buhs, welche dem Regisseur am Ende entgegenschlugen, waren erstens völlig berechtigt, und zweitens zeigten sie, dass das Zürcher Publikum, das in den letzten Jahren mit sehr vielen ausgezeichneten und herausfordernden Regisseuren konfrontiert wurde, gelernt hat, eine Fliessband-Arbeit wie diese zu durchschauen und entsprechend zu quittieren.

Dass Jonathan Miller sich dazu hinreissen liess, dem Publikum die Faust zu zeigen, mag aus dem Moment heraus nachvollziehbar sein, ein Fauxpas der ganz groben Art ist es gleichwohl. Von den Avantgarde-Regisseuren und den Berufs-Provokateuren, den Opern-Zertrümmerern und Regie-Berserkern, die noch weit heftigere Buh-Gewitter über sich ergehen lassen mussten, haben wir solches jedenfalls nie gesehen.

Nächste Vorstellungen: 24., 26., 28. Juni, 9., 11., 13. Juli.



Der Retter: Klaus Maria Brandauer, hier mit Malin Hartelius, zeigt derzeit im Zürcher Opernhaus seine Klasse.

Bild Keystone